



DÜSSELDORFER HEIMATBLÄTTER

HERAUSGEBER: »DÜSSELDORFER JONGES«
SCHRIFTFÜHRUNG: DR. PAUL KAUSAUSEN, DÜSSELDORF
VIII. JAHRGANG HEFT NR. 2



ERWIN GUIDO KOLBENHEYER

Das Ehrenmitglied unseres Heimatvereins Dr. Dr. h. c. Erwin Guido Kolbenheyer 60 Jahre alt

Das Wesen des deutschen Geistes, das Wesen der deutschen Kunst und Kultur steht auf gewachsenem Boden, der seine Saat will und seine Frucht trägt.

(Heroische Leidenschaften)

Am 30. Dezember 1938 hat der große deutsche Dichter und Philosoph Erwin Guido Kolbenheyer unter Anteilnahme der geistigen Menschen in Deutschland und in der ganzen Welt seinen 60. Geburtstag gefeiert. Die gesamte Presse hat aus diesem Anlaß sein Werk und seine Persönlichkeit gewürdigt, Rundfunk und Film haben seiner gedacht, und der Führer und Reichskanzler hat ihm an diesem Tage den Adlerschild des deutschen Reiches, die höchste Auszeichnung, die Deutschland seinen führenden geistigen Menschen zu geben hat, mit der Widmung verliehen: „Dem deutschen Dichter Erwin Guido Kolbenheyer“.

Am 4. Februar des Jahres 1936 hatte unser Heimatverein „Düsseldorfer Jonges“ die hohe Ehre, Erwin Guido Kolbenheyer als Ehrengast bei einer Feier in seiner Mitte zu sehen.

Als ihm unser Vereinsführer die goldene Nadel des Vereins und zugleich die Ehrenmitgliedschaft anbot, dankte er in bewegten und überaus herzlichen Worten und hob seine enge Verbindung zu der Kunststadt Düsseldorf hervor. Allen Teilnehmern an dieser Feierstunde ist noch der Augenblick unvergeßlich, als Kolbenheyer auf die goldene Nadel wies und dabei gelobte, für alle Zeiten ein getreuer Düsseldorfer Jong bleiben zu wollen.

Er hat sein Wort getreu gehalten. Er steht nicht nur mit einzelnen Düsseldorfer Heimatfreunden in dauernder persönlicher Verbindung — er hat auch bei wiederholten Anlässen draußen im Lande seine Anhänglichkeit an Düsseldorf unterstrichen.

Nun haben ihm die „Düsseldorfer Jonges“ zu seinem Geburtstage herzlich gratuliert und ihm aus diesem Anlaß — es war der Tag vor Sylvester — ein besonderes und schönes Exemplar des Düsseldorfer Spezialgebäcks, ein „Neujährke“ übersandt.

Als Antwort darauf traf sehr bald ein Brief des Dichters an die „Düsseldorfer Jonges“ ein, den wir nachstehend veröffentlichen. Er wird für immer zu einem der wertvollsten Dokumente unserer Gemeinschaft zählen, legt er doch Zeugnis ab für die Anerkennung und Würdigung, die unsere Arbeit bei einem großen Repräsentanten des deutschen geistigen Lebens gefunden hat.

Wir aber wollen unserem hochverehrten Ehrenmitglied Erwin Guido Kolbenheyer auch bei diesem Anlaß für seine Treue und Anhänglichkeit danken und ihm versichern, daß sein Name immer mit Stolz genannt werden wird, wenn Düsseldorfer Heimatfreunde zusammen sind, weil wir wissen und fühlen, daß er für immer zu uns gehört.

F. E.

★

An den
Heimatverein „Düsseldorfer Jonges“

Düsseldorf.

Meine lieben und herzlich verehrten Jonges!
Sehr verehrter Herr Präsident Weidenhaupt!

Ein herzlicher Glückwunsch und ein herzhaft guter Kuchen, der mich erquickt hat, das waren die lieben Grüße, die mir die „Düsseldorfer Jonges“ zu meinem Sechzigsten geschickt haben. — Es ist zehn Jahre her, seit ich zum ersten Mal in Düsseldorf war. Was alles ist in diesen zehn Jahren geschehen! Aus der Versailler Knechtschaft sind wir ein freies Volk geworden. Meine Heimat, das Sudetenland, ist nach generationenlangen Kämpfen heimgelangt ins Reich, wir alle stehen in einem Leben voll Kraft und Aufschwung. Das sollen zehn Jahre gewesen sein? Das waren nach alledem, was sich ereignet hat, mindestens fünfzig. Und wir sind alle doch nur um zehn älter geworden. Sind wir's? Ich muß mir immer wieder einen Ruck geben und mir die Zahl 60 vorsagen. Ich spür' nichts davon. — So ist es gekommen: weil wir in zehn Jahren so viel erlebt haben, was sonst gute fünfzig braucht, sind wir jung geblieben und haben die Sonne ruhig ihre Jahreszeiten durchlaufen lassen, ohne uns darum zu kümmern.

Die goldene Ehrennadel der „Düsseldorfer Jonges“ liegt als ein Gegenstand des Stolzes und der liebevollen Verehrung in meinem Glaschrank wohl verwahrt. Ich denke oft an Düsseldorf. Von meinem Herzen ist an dieser goldenen Stadt am Rheine ein Teil hängen geblieben. Die „Düsseldorfer Jonges“ haben den Herzensteil mit einer goldenen Nadel festgehalten wie einen Schmetterling im Schmetterlingskasten. Da steckt nun mein Herzensteil bei Euch, meine lieben und verehrten „Düsseldorfer Jonges“.

Und weil das so ist, hat mir der Brief mit dem herzlichen Gedenken und der prachtvolle Kuchen eine so große Freude bereitet.

Tausend Dank dafür und hoffentlich einmal wieder ein frohes Wiedersehen! Viele, viele Grüße!

Heil Hitler!

Immer Euer alter Jong

Kolbenheyer

Solln, 7. 1. 39.

Otto Teich-Balgheim:

Wer ist's?



Abbildung 1



Abbildung 2

Das „Neue Archiv für die Geschichte der Stadt Heidelberg und der Kurpfalz“, herausgegeben im Auftrage des Stadtrates der ehemaligen kurpfälzischen Hauptstadt durch Prof. Dr. Karl Lohmeyer, den hochverdienten früheren Direktor des Kurpfälzischen Museums, veröffentlichte als Titelbild des zweiten und dritten Heftes, Band 13, im Jahre 1926 das Bildnis eines jugendlichen Fürsten.

Die beigegebene Unterschrift besagt, der Dargestellte sei Johann Wilhelm, der Düsseldorfse Jan Wellem, und das Gemälde sei ein Werk des Jan Frans Douven (siehe Abb. 1).

Wer auch nur einigermaßen Johann Wilhelm nach zeitgenössischen Darstellungen, insbesondere nach solchen von Douven kennt, wird auf den ersten Blick sagen, daß es sich hier nicht um ein Bildnis von

ihm handeln kann, selbst wenn durch eine „zeitgenössische Aufschrift“ diese Angabe unterstützt wird.

Es war mir sofort klar, daß der jugendliche Fürst niemand anders sein könne, als Johann Wilhelms Neffe, Erzherzog Karl von Österreich. Zwischen ihm und seinem Onkel bestand eine nicht abzuleugnende Familienähnlichkeit, was ich schon in den Heften 1 und 2 des letzten Jahrganges der „Düsseldorfer Heimatblätter“ in meinen „Beiträgen zur Ikonographie Johann Wilhelms“ mehrfach betont habe. Nach langen Nachforschungen ist es mir gelungen, die Identität des Dargestellten jungen Fürsten mit Erzherzog Karl einwandfrei festzustellen. Ich fand im Kupferstichkabinett der Städtischen Kunstsammlungen zu Düsseldorf einen Stich, der nach dem Heidelberger Ölgemälde hergestellt wurde, also eine Reproduktion von diesem ist. Er gibt das Bildnis Strich für Strich bis ins Kleinste genau wieder. Man vergleiche nur die Falten des Halstuches, die Locken auf der rechten Schulter usw. (siehe Abb. 2).

Erzherzog Karl, damals schon den Titel „König Karl III. von Spanien“ führend, weilte im Herbst 1703 einige Wochen am Düsseldorfer Hofe, als er auf dem Wege

nach Spanien war, um den dortigen Königs-
thron sich erst zu erkämpfen. Bei diesem Besuch Düsseldorfs wurde er nicht nur von Grupello in Ton modelliert, sondern auch von Douven gemalt, einmal zu Pferde und ein zweites Mal in dem zur Erörterung stehenden Bildnis. Das Reiterbildnis ist in dem schon erwähnten Aufsatz im zweiten Heft 1938 der „Düsseldorfer Heimatblätter“ wiedergegeben. Dort ist auch darauf hingewiesen, daß Houbraken ausdrücklich betont, Douven habe den Erzherzog Karl damals in Düsseldorf nach dem Leben gemalt („Düsseldorfer Heimatblätter“ 1938, Heft 2, Seite 23).

Auf dem nach Douvens Porträt gefertigten Kupferstich wird der Dargestellte ausdrücklich benannt: „CAROLUS III. DEI GRATIA HISPANIARUM ET INDIARUM REX etc.“ Zu deutsch also: „Karl III. von Spanien und Indien etc.“

Das Kurpfälzische Museum zu Heidelberg kann also nunmehr die Bezeichnung des Bildes trotz der „zeitgenössischen Aufschrift auf der Rückseite des Ölgemäldes“ berichtigen und das Bildnis bezeichnen als das Karls III. von Spanien, gemalt in Düsseldorf von Jan Frans Douven im Herbst des Jahres 1703.



Geschichte einer Freundschaft in Briefen

Aus dem Briefwechsel zwischen Friedrich Heinrich Jacobi
und Christoph Martin Wieland

Einleitung. Die nachfolgenden Briefe und Briefstellen — ausgewählt aus dem umfangreichen Briefwechsel zwischen Fritz Jacobi und Wieland — sollen für sich selbst sprechen. Unbeschwert von literarischem Vielwissen und literarischen Abstempelungen möge der Leser die beiden bedeutenden Männer zu sich sprechen lassen.

Deshalb kann sich diese Einleitung auf einige erläuternde Bemerkungen beschränken.

Wieland war in den ersten Jahren dieses Briefwechsels Professor der Philosophie an der kurmainzischen Universität Erfurt. Von dort berief ihn die Herzogin Anna Amalie im Herbst 1772 als Prinzenenerzieher nach Weimar.

Fritz Jacobi, um 1770 Kaufmann und Schöngeist zu Düsseldorf, folgte zu Anfang des Jahres 1772 einem Rufe des Statthalters Goltstein in die Hofkammer als Hofkammerrat.

Die Dichtung Wielands, die Fritz Jacobi begeisterte (siehe ersten Brief) und Anlaß der Annäherung war, ist „Musarion oder die Philosophie der Grazien“. Das Werk trug Wieland viel Ruhm ein.

Fritz Jacobi machte damals seine ersten schüchternen literarischen Versuche. So übersetzte er Gedichte seines Bruders Johann Georg ins Französische und ließ das Bändchen in Paris erscheinen.

Der Plan einer Verlagsgründung in Düsseldorf, mit dem sich einige Briefe beschäftigen, verlief im Sande. Dagegen verwirklichte sich der Plan Fritz Jacobis, eine Zeitschrift in der Art des *Mercure de France* ins Leben zu rufen. „Der Teutsche Merkur“ erschien unter der Schriftleitung Wielands. Er wurde „die große Tribüne des klassischen Zeitalters“ (Stolz).

Die Redaktionsführung durch Wieland gab Fritz Jacobi oft Veranlassung, den Freund zu mahnen, strengere Maßstäbe an das Aufzunehmende wie auch in der Kritik anzulegen.

Den großen Riß in die Freundschaft brachte dann die günstige Besprechung eines Romans „Leben und Meinungen des Herrn Magisters Sebaldus Nothanker“ von Nicolai, dem sechsten Gegenspieler unserer Klassiker. Wieder einmal vermißte Jacobi hier den hohen Maßstab, den Wieland nach seiner inneren Überzeugung Nicolai gegenüber hätte anlegen müssen, sowohl bei diesem Werke als auch bei der „Allgemeinen deutschen Bibliothek“, die Nicolai herausgab. Es empörte Jacobi insbesondere, daß im Nothanker sein Bruder Johann Georg in der Gestalt des Säuglings verspottet wurde.

Wir schließen im folgenden den Briefwechsel mit dem Briefe vom 11. März 1774 ab. Er endet da — wie auch die allerdings erkaltende Freundschaft — nicht, zieht sich vielmehr bis zum Jahre 1777 hin, in den gleichen Gegensätzen, die im Vorliegenden sichtbar werden.

Erst 1777 brach Jacobi mit Wieland wegen dessen Aufsatz „Über das göttliche Recht der Obrigkeit“. Hier trennten sich die Geister, denn — so schrieb Jacobi an Wieland — „zwischen dem Geiste dieses Aufsatzes und meinem Geiste ist die entschiedenste Feindschaft“.

Hans Heinrich Nicolini

✱

Wieland an Jacobi

Erfurt, den 16. November 1770

Der Brief, den ich diesen Morgen von Ihnen erhalten habe, mein lebenswürdiger Freund, und den ich mit dem lebhaftesten Vergnügen lese und wieder lese, bestätigt

die Verwandtschaft unserer Seelen, von welcher meine „Grazien“ Sie überzeugt haben, auf eine so vollkommene Weise für mich, daß ich es Ihrem eigenen Herzen überlassen muß, sich die Freude des meinigen über eine solche Entdeckung vorzustellen.

Sie haben Recht, mein liebster Jacobi, wenn Sie mich einen glücklichen Mann nennen; ich bin es wirklich, da ich den sokratischen Grazien die Freundschaft einer Philaide, einer Dame, meines Gleim und der Brüder Jacobi zu danken habe. Wie viele schöne Seelen würden mir unbekannt geblieben sein, welcher süßen Zufriedenheit, welcher göttlichen Wollust der Seele aus dem Gedanken: „geliebt von ihnen zu sein“, würde ich entbehrt haben, wenn mir diese holden Göttinnen nicht den Gedanken eingeatmet hätten, ihre Philosophie und ihre Geschichte zu singen! Die Natur hat nie Unrecht, liebster Jacobi! Keine Liebe gleicht der, welche wir für diejenigen fühlen, in denen wir uns gleichsam vervielfältigt sehen. Ich empfinde es in dem Innersten meines Herzens, daß ich Sie, Ihren Bruder, meinen eigenen Dichter, und unsern Gleim eben so innig, durch einen eben so sanften, eben so mächtigen Zug der Natur liebe, wie meine Kinder, zwei kleine liebe Mädchen, wovon die älteste kaum zwei Jahre alt ist. —

Ich kann Ihnen nicht genug sagen, liebster Jacobi, wie angenehm es mir ist, von Ihnen mit so vieler Beurteilung, mit so feiner Empfindung gelobt zu werden. Ich bin des gewöhnlichen, ungefühlten, mechanischen Lobes der gelehrten Handwerksmänner, des Lobes, das nur ein Widerhall von Andern ist, des Lobes, das man lässig und unwillig nur darum erteilt, weil man es nicht ändern kann — so herzlich satt! Aber so gelobt zu werden, wie Sie loben, würde sich Horaz gewünscht haben; das ist das Lob, welches Sokrates die süßeste Musik nennt.

*

Wieland an Jacobi

Erfurt, den 11. April 1771

Der Gedanke, Sie bald zu sehen, mein vortrefflicher Freund, Sie mit Ihrem Bru-

der, meinem Lieblingsdichter, und vielleicht sogar mit unserm Vater Gleim in Koblenz zu sehen, ist für mich eine Quelle der angenehmsten Empfindungen. Tausend Dinge, die ich Ihnen gerne sagen möchte, und die Antwort auf Ihren letzten angenehmen Brief verspare ich auf diese seligen Tage. Dann mein liebster Jacobi, werde ich Ihnen auch sagen, wie sehr Sie mit den Talenten, die Sie haben, verbunden sind, ein Schriftsteller für unsere Nation zu werden. Wie vortrefflich ist Ihr Vorbericht zu den Übersetzungen einiger Werke unseres Bruders! und wie begierig bin ich nach dieser Übersetzung!

In allen Stücken können wir nicht gleich empfinden oder denken. Ich bin nun bald 38 Jahre alt und lebe wenigstens seit meinem zwölften Jahre. Kurz, ich bin wirklich schon ein alter Knabe, und ihr andern jungen Enthusiasten nehmt zuweilen so hohe Flüge, daß ich euch aus dem Gesichte verliere. — — —

*

Jacobi über Wieland

in einem Briefe an den Grafen C. nach dem Zusammentreffen in Koblenz und Düsseldorf

Seit meiner persönlichen Bekanntschaft mit Wieland schätze ich mich noch unendlich vielmal glücklicher als vorhin, sein Freund zu sein. Die natürliche, schöne und männliche Empfindsamkeit seiner Seele, die unzerstörbare Güte seines Herzens, seine warme uneigennützig, zu Neid und Eifersucht ihn ganz unfähig machende Liebe des Wahren und Schönen, seine ungeheuchelte Bescheidenheit, seine unglaubliche Aufrichtigkeit und noch viele andere vortreffliche Eigenschaften machen seinen

Charakter eben so liebens- und verehrungswürdig als sein Genie. Unsere Freundschaft stieg in weniger als zwei Tagen bis zur innigsten Vertraulichkeit. Wieland sagte mir öfters: er fände sich so ganz in meinem Kopf und Herzen wieder, daß er von mir sagen könnte wie Rousseau Galathee, da sie mit ihrer Hand die Hand des Pygmaeon berührte: *c'est moi*. Meinen Bruder nannte er nicht anders als seinen Dichter und versicherte, wie Horaz vom Virgil, er wäre *dimidium animae suae*. —

*

Wieland an Jacobi

Erfurt, den 13. August 1771

Diesen Morgen, mein liebster Jacobi, erhalte ich etwas, das mir auf einmal alle Lust benimmt, wegen Ihres letzten Briefes mit Ihnen zu hadern, etwas, das mir eine so herzliche Freude gemacht hat, daß ich heiter und aufgeräumt zu einer Zeit geworden bin, wo es so dunkel in meinem Kopfe aussah als in dem schwärzesten Rembrandt. Dieses wundertätige Etwas ist das angenehmste Geschenk, das Sie mir jemals gemacht haben, die Übersetzung einiger Werke unseres Bruders, des Liebenswürdigen... Die Unmöglichkeit einer Übersetzung, wobei der Dichter nicht noch immer viel verlöre, ist in der Vorrede unverbesserlich dargetan. Indessen, was der vollkommenste Kupferstich eines Gemäldes von Guido oder Alban, das ist diese Übersetzung von den unnachahmlichen Gemälden meines Jacobi; und das ist alles, was möglich ist. Es ist Wahrheit, Wärme, Leben, Geist und Grazie darin; und selbst von der zauberischen Musik der Verse unseres Bruders glaubt man in dem schönen Numerus dieser poetischen Prose einen sanft verflossenen Nachhall wie aus tiefer Ferne zu hören. Kurz, die Übersetzung

macht dem Übersetzer Ehre, und setzt die Ausländer in den Stand, sich von der Wahrheit der Lobsprüche zu überzeugen, welche die Vorrede dem Dichter gibt. Diese Vorrede ist ein Beweis, was für ein großer Schriftsteller der werden könnte, der sie geschrieben hat, wenn er sich entschließen wollte, Schriftsteller zu sein. Überall zeichnet der Verfasser seine Gedanken mit der Kühnheit und zugleich mit der Richtigkeit und Leichtigkeit einer Meisterhand. —

*

Jacobi an Wieland

Gerresheim, den 24. August 1771

Eine Nervenkrankheit hat mich seit acht Tagen zu allen und jeden Geschäften untüchtig gemacht; wie wäre es sonst möglich gewesen, auf den Brief nicht zu antworten, worin Sie mir den Empfang meiner Übersetzungen in den entzückendsten Ausdrücken anzeigen? Ich bin nunmehr hinlänglich für die Mühe, die ich mit dieser Arbeit gehabt habe, belohnt; und sollte sie auch den größten Succes in Frankreich und Deutschland erhalten, so werde ich doch nicht in Versuchung geraten, mich zu nennen, weil ich schon mein hinlängliches Teil Lob eingeerntet habe. Ich weiß keine Worte, um das Vergnügen auszudrücken, welches ich empfinde, wenn ich etwas getan habe, was meinem Wieland gefällt. Sie sind so ganz der Mann nach meinem Herzen; und ist wohl eine größere Glückseligkeit auf Erden, als mit einem Gegenstande bekannt zu sein, den man aus allen Kräften lieben kann? Aber auch Sie, bester Freund, müssen sich glücklich darin schätzen, daß ein Fritz Jacobi lebt, der mit einer so innigen und vollkommenen Neigung an Ihnen hängt. Sie werden überall Leute finden, die Sie bewundern, Ihren Umgang suchen, sich

mit Ihnen vergnügen; aber Menschen, die Sie liebten, wie Ihr Jacobi Sie liebt, o bester Wieland, danach werden Sie lange vergebens sich umsehen. Mir deucht, ich habe außer dem Erkenntnis- und Begehungsvermögen noch ein besonderes Vermögen, zu lieben, ob es gleich eben so wenig als der Verstand in Wirksamkeit versetzt werden kann, ohne durch die äußerlichen und innerlichen Sinne den Stoff dazu zu erhalten. —

*

Wieland an Jacobi

Erfurt, den 2. Dezember 1771

Ihren kleinen Brief vom 24. November können Worte nicht beantworten, mein Bruder. Ihre Liebe macht mich glücklich, macht mich unempfindlich gegen alles, was mich, ohne meinen Jacobi, schmerzen oder bekümmern würde. Ich denke an Jacobi, und mein ganzes Wesen lebt auf, mein Blut fließt munterer, mein Kopf wird heller, mein Herz empfindsamer, alle Menschen werden mir lieber; denn ich sehe auf der ganzen Oberfläche dieses Erdenrundes niemand, den ich beneide, sobald ich meinen Jacobi denke. —

*

Wieland an Jacobi

Erfurt, den 19. Jänner 1772

Mir gefällt sehr wohl, meinen Jacobi von den Geschäften und Sorgen eines Comptoirs losgemacht zu sehen, wiewohl nach dem edlen Begriffe, den ich mir von der Handelschaft mache, der Charakter eines Kaufmanns in meinen Augen nichts hat, das unter meinem Fritz Jacobi sei. Der Begriff der mehreren Muße und Freiheit, den ich mit dem Abschiede von der Schreibstube verbinde, ist es ganz allein, was mich ge-

neigt macht, eine solche Veränderung gut zu finden. Aber werden Sie bei Annehmung der Stelle eines Kammerrats nicht von dieser Seite mehr verlieren als gewinnen? —

*

Wieland an Jacobi

Erfurt, den 19. Juni 1772

Eine Neuigkeit, welche mir Riedel von Wien schreibt, hat mich auf einen Einfall gebracht, den ich Ihnen eilends mitteile, um zu vernehmen, ob Sie es nicht der Mühe wert halten, ihn auszubrüten. Riedel schreibt mir, daß er, in Compagnie mit einem Grafen von Stahremberg, einem Baron Strahlendorf und dem Buchhändler Grunert eine Buchhandlung zu errichten begriffen sei. Wie wär es, mein bester Jacobi, wenn wir, d. i. Sie, Georg und ich mit Bärstecher eine gemeinschaftliche Buchhandlung etablierten? Wir Autoren gäben unsere Werke, gegenwärtige und zukünftige in die Handlung. An anderem guten Verlage sollte es uns auch nicht fehlen. Wir würden uns zum Grundgesetze machen, schön und korrekt zu drucken, wohlfeile Preise zu machen und die guten Autoren besser als irgend ein deutscher Verleger zu bezahlen. Hierdurch würden wir uns gar bald der besten Schriftsteller bemächtigen. Besonders würden wir die vortrefflichen Genien an uns ziehen, welche erst vor kurzem zu glänzen angefangen haben, und von denen noch große Dinge zu erwarten sind, z. B. eines Herder, eines Kant, Garve, Schlosser. Mit einem Kapital von 10 000 bis 12 000 Rthlr. für den Anfang wollten wir Wunder tun. Der Profit ist noch immer größer als bei allen andern Handlungen. Und dann bedenken Sie, wie viel Gutes wir der ganzen Nation dadurch tun wollten. Ich gestehe Ihnen, daß ich ganz verliebt in das Projekt bin, und daß ich es

sogleich realisiert sehen möchte; denn *vita brevis est*, sagt der göttliche Hippokrates. Man muß nichts aufschieben, wenn man nicht länger zu leben hat, als höchstens bis zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Bärstecher sollte, dünkt ich, mit tausend Freuden entriren. Ich weiß keinen geraderen Weg, wie er ein Mann in der Welt werden kann, als diesen.

Entweder bin ich fasziniert und behext, so sehr als es je ein Mensch gewesen ist, oder mein Projekt ist das herrlichste, klügste, nützlichste und tunlichste Projekt, das seit des ehrlichen St. Pierre Zeiten jemals einem geldbedürftigen Schriftsteller zu Kopf gestiegen ist.

♦

Jacobi an Wieland

Düsseldorf, den 10. August 1772

Nur ein paar Worte, liebster Bruder, von unserm Buchhändler-Projekt. Bärstecher ist ganz entzückt davon. Mit Freuden will er nach Düsseldorf ziehen und sich ganz dem Dienste der Gesellschaft widmen. Die Interessenten sollen sein: Sie, mein Bruder, ich, der hiesige Doktor Brinkmann, Bärstecher und vielleicht Gleim. Ich fürchte mich vor dem Eigensinne und Despotismus dieses letzteren. Sonst ist er ein ganz herrlicher Mann, um ihn zu einer Unternehmung zu gebrauchen, voll guter Anschläge und mit der halben Welt in allerhand Verbindung.

Das Journal, wovon ich Ihnen von Koblenz aus schrieb, müßte ein Ding sein wie der *Mercure de France*. Wir müßten es so schreiben, daß es nicht für Gelehrte allein, sondern auch für Damen, Edelleute u. d. m. interessant würde . . .

Jacobi an Wieland

Düsseldorf, den 20. August 1772

Es gereicht mir zur großen Freude, daß mein vorgeschlagenes neues Journal Ihren vollkommenen Beifall hat. Es wird nunmehr darauf ankommen, daß wir geschickte Mitarbeiter erhalten. Lessing, Herder und Möser wären Leute, wie wir sie brauchen. Aber welcher Gestalt machen wir ihnen den Antrag? Der Titel „Deutscher Merkur“ gefällt auch mir nicht recht; sinnen Sie auf einen besseren.

♦

Jacobi an Wieland

Düsseldorf, den 2. September 1772

Gestern, mein liebster Wieland, habe ich mein schönes bequemes Haus verlassen, um ein fremdes, welches ich der Sorgfalt unseres Statthalters zu verdanken habe, zu beziehen. Sie können sich leicht denken, in welche Unruhe und in welches Gewirre ich durch diese Veränderung gesetzt werde. Alles liegt bei mir drunter und drüber, und eine Menge Handwerksleute aus allen Zünften hantieren mir die Ohren und das Gehirn wund. Bei allem dem war es mir unmöglich, dem Zuge zu widerstehen, Ihnen einige Zeilen auf ihren Brief vom 28. zu antworten.

Es ist mir sehr angenehm, daß Sie mit meinem Briefe vom 20. zufrieden gewesen sind. Ich werde Ihre Verbesserung einschalten und fortfahren, Ihnen meine Anmerkungen mitzuteilen. Meine Liebe zu Ihnen, die gewiß die herrschende Empfindung in meiner Seele ist, gibt mir das lebhafteste Interesse für die Vollkommenheit Ihrer Werke ein und macht, daß ich die Fehler daran, nach dem Maße meiner Geisteskräfte, eher als ein anderer zu bemerken im Stande bin.

Ihr Pate, mein Liebling, ist nicht mehr bei uns. Ich hoffe, er lächelt nun in besseren Gegenden als diejenigen, worin er die wenigen Freuden, die sein Dasein mehr anderen als ihm verschaffte, zuletzt mit so viel Leiden bezahlen mußte. Der Gedanke hat etwas Tröstendes für mich, daß der Keim von Liebe, die jeder seiner Gesichtszüge verriet, nicht mit ihm vermodern, sondern bis zu unserer Wiederzusammenkunft sich zu einer weit größeren Vollkommenheit ausbilden werde. Betty war sehr traurig, aber ihre männliche Seele wußte sich bald zu fassen. Was mich anbetrifft, liebster Bruder, ich habe die Fertigkeit erkaufte, meine Aufmerksamkeit nach dem Winke des Schicksals zu lenken, wenn nur dasjenige, was es mir raubt, nicht dermaßen in alle meine Ideen und Empfindungen eingewebt ist, daß die Vorstellung davon in allen Beweggründen meiner Handlungen mitwirkt.

+

Jacobi an Wieland

Düsseldorf, den 27. Oktober 1772

Sie verglichen ehemals mein kritisches Gefühl mit dem zarten Gefühl der Spinne. Gleich einer Spinne bin ich über Ihr Manuskript hergelaufen, und die Stellen, wo ich ein Zucken in einem meiner Füße spürte, die merkte ich an. Das Blatt, welches ich Ihnen jüngst übersandte, war eine Sammlung solcher durcheinander geworfener Merkmale, und es wundert mich ganz und gar nicht, daß Sie so wenig dadurch erbaut worden sind. Wir werden allemal miteinander einig sein, wenn von Empfindungen des Herzens die Rede ist, aber in unsern Köpfen können zuweilen kleine Dissonan-

zen entstehen, welche wir gegenseitig ohne alle Anweisung aufzulösen nicht im Stande sind, weil wir zu wenig persönlichen Umgang miteinander gehabt haben. Was Ihren Kopf betrifft, mein bester Bruder, so habe ich mich zwar der mir sich anbietenden Gelegenheiten bedient, ihn kreuz und quer auf allerhand Wegen zu durchreisen, da Sie hingegen den meinigen gleichsam nur aus sehr unvollkommenen Landkarten kennen lernen mußten; aber dieser Vorzug auf meiner Seite bedeutet sehr wenig, da von einem so ungeheueren Erdstriche die Rede ist. Um einen Riß davon zu verfertigen, müßte man das ganze Firmament und wer weiß, wen und was sonst noch, zu Hilfe nehmen.

An einen Mann, der im Besitze so glänzenden Ruhmes steht wie Sie, drängen sich eine Menge dürftiger Geister aus Eitelkeit an. Keiner will ihm sagen, was er von ihm hört und noch weniger, was er selbst denkt, aus Furcht, er möchte dem Manne, mit dessen Achtung er sich einen Flitterstaat macht, unangenehm werden oder eine wenig vorteilhafte Meinung von seinem Kopfe bei ihm erwecken. Hat der berühmte Mann auch hier und da einen offenherzigen Freund, so hindert oft der Mangel an Fähigkeit oder Unparteilichkeit, daß seine Aufrichtigkeit jenem nützlich werde. Ich gehöre, wegen der geringen Dose von Genie, welche der Himmel mir hat werden lassen, in diese letzte Klasse; aber das weiß ich, daß ich Sie so herzlich liebe, daß ich bei jeder Gelegenheit, wo von Ihrem wahren Vorteile die Rede wäre, das Glück Ihrer Freundschaft selbst, so unschätzbar es mir auch ist, auf das Spiel setzen würde. Es mag meinerwegen Schwärmerei sein, aber ich bin nun einmal so organisiert, daß ich glauben muß, ich habe nichts in der Welt zu verlieren, das besser wäre, als der Mut, den ich in mir fühle, mich in allen Fällen zu dem, was ich für wahr, gut und schön halte, zu bekennen . . .

Wieland an Jacobi

Weimar, den 5. November 1772

Überhaupt hat dieser Brief (vom 27. Oktober) mir großes Vergnügen gemacht. Die Freimütigkeit, womit Sie mir darin bittere oder doch bittersüße Wahrheiten sagen, macht Sie mir ebenso verehrungswürdig als Ihr Eifer für die Sache der Tugend. Ich bin nicht ungelehrig. Ich habe, einigen von Ihren Bemerkungen zufolge, die Stellen ausgestrichen, die Ihnen anstößig waren und verschiedenen andern, wie ich hoffe, durch kleine Abänderungen geholfen. Die Warnung, die Sie mir wegen solcher Ausdrücke und Wendungen, welche durch einen gewissen anscheinenden Mutwillen zweideutig werden und meine Absichten in Verdacht setzen könnten, gegeben haben, soll mich fürs Künftige vorsichtig machen . . .

*

Jacobi an Wieland

Düsseldorf, den 14. Dezember 1772

Ihre Alceste, mein liebster Wieland, ist zu schön, als daß ich Ihnen aus einer so weiten Entfernung den Eindruck, den sie auf mich gemacht hat, sagen könnte. Mein Auge, meine Gesichtszüge, der Ton meiner Stimme, die ganze Gebärde meines Körpers sprach ihn aus, als ich Ihr vortreffliches Drama gestern meiner kleinen Gesellschaft vorlas. Wären Sie doch gegenwärtig gewesen, liebster Wieland; hätten Sie doch gesehen, mich, in den Ihr ganzer Geist gefahren war, und meine Schwestern, meine Betty, meinen Hompesch, deren Seelen ich wandelte, wie Sie michs hießen. Welch ein Anblick für meinen Wieland! Welch ein Entzücken für ihn in der Empfindung: ich bin es, der alle diese Herzen bewegt; es ist ein Funke aus meinem

Geiste, was in ihnen sich fühlt! Ich bin Schöpfer, Schöpfer himmlischer Empfindungen; und das bin ich nicht hier allein, nicht in diesem Augenblicke nur; sie wird niemals ruhen, die Kraft, die von mir ausging! —

*

Wieland an Jacobi

Weimar, den 3. Jänner 1773

Ihr Bildnis ist angekommen, mein Allerliebster, und tut Wunder über Wunder. Mein ganzes Haus ist in meinen Jacobi verliebt, sogar das kleine Dorchen, die ungefähr 18 Monate alt ist und kürzlich zu reden angefangen hat, gerät bei Erblickung dieses wundertätigen Bildes in Enthusiasmus und streckt ihm ihre Händchen entgegen. Was mich anbetrifft, in der Tat, liebster Jacobi, ich werde unfehlbar ins Himmelreich kommen, denn ich werde täglich mehr Kind, und täglich sehe ich mehr ein, wieviel Weisheit in den Worten des göttlichen Mannes ist, auf die ich hier anspiele, und daß ein Biedermann von vierzig Jahren nichts Besseres tun kann, als zu werden wie die Kindlein. Dank sei dem Künstler, der nicht nur meine Augen, der mein Herz selbst so gut zu täuschen gewußt hat. Er ist es selbst, das ist er, dies ist mein Jacobi, rief ich beim ersten Anblicke, und je mehr ich es ansehe, je mehr vergesse ich, daß es nur ein Bild ist. Ich rede mit Ihnen, Sie antworten mir, ich erinnere mich an tausend kleine Umstände unseres ehemaligen Beisammenseins; Ich frage Sie um Rat, ich unterlasse, was Sie mißbilligen, ich erwärme meinen erkaltenden Genius an dem Feuer, das aus Ihren Augen blitzt; mit einem Worte, Ihr Bild tut Wunder. Tausend Mal, liebster Jacobi, umarme ich Sie dafür. Sie haben meinem Herzen eine Wohltat erwiesen; ich bin glücklicher, seitdem ich Ihr Bildnis habe; ich lebe gewissermaßen mit Ihnen selbst. —

Wieland an Jacobi

Weimar, den 16. Juli 1773

Mit schamvollem Angesichte, in weißem Hemde und mit der Rute in der einen und mit einer langen gelben Kerze in der andern Hand, stehe ich, wohlberühmter Schöpfer der Musarion und Danae, Stifter der Republik des Diogenes u. s. f. vor Sie hin, mein bester Jacobi, und bekenne, daß ich nur ein dummer Teufel bin.

Daß ich dieser dumme Teufel sein muß, hat nunmehr seine Richtigkeit. Denn seitdem Sie mir sagen, daß Säugling im M. Sebaldu eine Karikatur von unserm guten Bruder Georg sein soll, seitdem finde ich, daß Sie Recht haben. Aber, bei den Grazien des Charmides! ehe Sie mir's sagten, fiel mir gar nicht ein, daß ein vernünftiger Mensch dies finden könnte, und ich hätte mir eben so leicht träumen lassen, daß ich Dr. Stauzius, als daß Georg Säugling sein sollte. Nun, mein liebster Fritz, ist das Übel geschehen; Sebaldu ist im Merkur gelobt; die Exemplare werden in künftiger Woche abgehen, müssen abgehen; und was ich geschrieben habe, habe ich geschrieben. Mir ist leid, daß die alle Augenblicke wider Verhoffen sich ereignenden Disparate unserer Köpfe solche närrische und gleichwohl für Ihre Ruhe sehr fatale Quiproquos hervorbringen. Allein da der Sache nun einmal nicht zu helfen ist, so möchte ich wohl zu Gott, daß Sie das Ding in eben dem Lichte ansehen könnten, wie ich. Ich ehre und liebe Georgen als Mensch und als Dichter von ganzer Seele, und wie ich von ihm denke, habe ich in der Vorrede zum zweiten Teile des Merkurs abermals öffentlich gezeigt. Aber daß Georg oder Sie oder ich oder einer von Georgens Freunden so schwach sein, so elendiglich unsern Freund und uns selbst vor der Welt und vor dem auflau-

ernden Nicolai exponieren und darüber, ich will nicht sagen, wütend, sondern nur empfindlich tun sollen, daß ein Säugling im Sebaldu ist, der in einigen Zügen einige Ähnlichkeit mit Georg hat, und welcher Säugling, einiger Ridicülen, die ihm der Autor gibt, ungeachtet, der lebenswürdigste, edelste Mensch von der Welt ist — dies, liebster Freund, soll mit meinem Willen nimmermehr geschehen. Die Hitze, in der Sie mir geschrieben haben, ist, Gott sei Dank! nur in Ihrem Blute, Ihr Herz ist groß und edel, und Ihr Kopf, wenn er nicht schwärmt, gesund.

Was tat Sokrates, als ihn Aristophanes zum lächerlichen und verächtlichen Helden seiner Wolken machte? — Sie wissen, was Sokrates tat! So gehet hin und tut desgleichen. Wenn die erste Hitze verbraucht sein wird, werden Sie selbst erkennen, daß ich rede, wie ein Biedermann, der Sie liebt, reden soll. Unser George soll sich damit beruhigen, daß er Orpheus und Eurydice geschrieben hat. Am Ende dünkte ich doch, der Ton, worin ich in der Vorrede des zweiten Teiles des Merkurs von Georgen spreche, wäre allein schon Vergütung genug für das wenige Böse, welches ihm Nicolais Säugling zufügen kann. Überdies, wenn dieser Herr Nicolai, der bei allem dem eine sehr glänzende Seite und das Publikum zum Freunde hat, wirklich, wie ich nun selbst glaube, ein Schalksaug auf unsern Bruder geworfen hat, so war seine Absicht, uns wehe zu tun; und die beste Rache, die wir dafür nehmen können, ist: daß wir ihm zeigen, er habe uns nicht getroffen.

Bester Jacobi, der Himmel weiß, daß ich Sie liebe. Aber daß Sie oft und bei jeder Gelegenheit, wo ein Sokrates nur lächelt oder ein Diogenes die Stirn runzelt, den Ajax machen und rasen, das kann ich nicht an Ihnen lieben, und ich gäbe ein paar Glieder von meinen Fingern, wenn ich diesen Vesuvius, den Sie in Ihrem Busen herumtragen, dämpfen könnte . . .

Wieland an Jacobi

Weimar, den 2. August 1773

Mein lieber Jacobi, ich weiß nicht, was ich von Ihrem Stillschweigen denken soll, aber es beunruhigt mich mehr, als ich Ihnen sagen werde. Ihr eigenes Herz mag Ihnen sagen, ob ich bei dem Gedanken der bloßen Möglichkeit, daß ich nur ein Phantom geliebt, da ich einen M a n n zu lieben glaubte, glücklich sein kann. Einem Temperamente, wie das Ihrige, muß man Zeit lassen, von so heftigen Bewegungen sich zu erholen, wie die waren, worin Sie mir vor drei Wochen schrieben. Gerne will ich so viel Geduld mit meinem Freunde haben, als es bedarf. Aber bedenken Sie auch, guter Jacobi, daß ich nur ein Erdenkloß bin, und daß ich eben so wohl zwei Seelen habe als Sie; oder, um ganz frei von der Brust weg zu reden, bedenken Sie, daß es einen Grad von Schwachheit gibt, der die Hochachtung tötet!

Wenn Sie mir auf dieses Anpochen an Ihrem Herzen antworten, so will ich Ihren Brief so lange uneröffnet lassen, bis ich einen zweiten erhalten habe. —

♦

Jacobi an Wieland

Düsseldorf, den 8. August 1773

Mein liebster Wieland, durch meine ganze Seele fühle ich in diesem Augenblicke ein unverwerfliches Zeugnis, daß diese meine ganze Seele rein ist vor Ihnen und allen Edlen. Noch keiner von denen, die Fritz Jacobi geliebt haben, hat ihn zu lieben dadurch aufgehört, daß er erwachte und inne ward, er träumte vorhin; auch fürchte ich nichts auf der Welt weniger, als Ihre Achtung zu verlieren, als Ihnen kein Mann zu scheinen; denn ich verdiene Achtung, ich bin ein Mann.

. . . Auf Ihr Anraten, mein lieber Wieland, fing ich den „Nothanker“ von vorn an, fand zuletzt das Pasquill auf meinen Bruder und geriet in Zorn, nicht sowohl über das Pasquill, als über den ganzen Nicolai, über alle seine Ränke und seine vielfältigen Verätereien am Guten und Schönen.

Ich glaubte fest, Sie hätten den Nothanker nur stückweise gelesen und die Episode von Säugling überhüpft, so wie auch ich sie beinahe überhüpft hätte. Also, dachte ich, kann der Sebalduß sehr leicht im Merkur gelobt werden sollen. Daß Sie den Artikel auf die bloße Anzeige der Sache vertilgen würden, davon glaubte ich gewiß zu sein. Ich erinnerte mich, wie sehr Sie in Koblenz gegen Reich zürnten, daß er Lavaters Tagebuch verlegt hatte. „Mein Verleger“, sagten Sie, „muß kein Buch drucken, das mich verkleinert oder kränkt“. Nun, dachte ich, wenn Wielands Verleger nicht einmal ein pietistisches Buch drucken soll, worin ein bloß schwärmerischer Ausfall auf ihn geschieht, so wird er gewiß nicht in einem Buche, wovon er selbst Herausgeber und Verfasser ist, ein beißendes Pasquill auf seinen liebsten Freund gelobt wissen wollen. Nunmehr urteilen Sie, mein lieber Wieland, was aus mir werden mußte, als ich den Merkur nebst Ihrem Briefe vom 16. Juli erhielt! Wieland selbst hatte den Nothanker gelobt, mit vollem Munde angepriesen. Die Exemplare waren noch nicht versandt, und dennoch hatte Wieland die Stelle nicht vertilgen wollen. Er antwortete: was ich geschrieben habe, das habe ich geschrieben.

Ich will und darf und kann Ihnen nicht sagen, was damals in meiner Seele alles vorging. Aber ich frage Sie, mein Freund, wenn in einem Buche Ihr Charakter — nicht bloß Ihre Schriften — auf die Weise lächerlich gemacht worden wäre, wie mit Georgs Charakter im Nothanker geschehen ist, würden Sie, wenn ein Lob dieses Buches in den Merkur eingeschlichen wäre,

es haben stehen lassen? Setzen Sie den Fall, ich hätte die Direktion des Merkurs gehabt, und fragen Sie sich, wie Sie mit mir umgegangen sein würden, wenn ich von Ihnen auf eben die Weise um die Vertilgung jenes Lobs belangt worden wäre, als ich Sie um die Vertilgung von Nothangers Anpreisung belangte, und ich hätte, statt Ihnen zu willfahren, Sie mit der Antwort abgespeist: Was geschrieben ist, das ist geschrieben!

Das uneingeschränkte Lob, welches die „Allgemeine Deutsche Bibliothek“ zweimal im Merkur erhält, ist mir ebenfalls im höchsten Grade anstößig gewesen. Sie selbst, mein lieber Wieland, gestehen, es werde in diesem Journal von Georg und seinem Wirken in einem impertinenten Tone gesprochen. Aber das ist viel zu wenig gesagt. Alle Achtung, die man dem Genie schuldig ist, wird darin faunisch unter die Füße getreten. Wie abscheulich ist nicht der ehrwürdige Gleim behandelt! Und den Herausgeber nennt Wieland öffentlich einen Mann von Verdienst!

. . . Diese Betrachtungen führen mich geradezu auf einige andere Stellen dieses zweiten Teils. Seite 211 treten Sie auf, um den Herrn Staatsrat von Gabler gegen alle vergangene, gegenwärtige und zukünftige Kritiken in Schutz zu nehmen. In dem Schreiben aus D. über die deutsche historische Literatur wird von Herrn Schirach gerühmt, er zeichne sich durch einen eigentümlichen philosophischen Ton, eine gedrungene lebhaftige Schreibart aus. Er wird sogar mit dem Tacitus, so wie Schröckh mit dem Livius, verglichen. Um des Himmels willen, mein liebster Wieland, wir sind doch wohl nicht dazu berufen, das tausendjährige Reich zu stiften? Unser Merkur ist kein allgemeines kritisches Journal, und wir brauchen uns durch Tadeln keine Feinde zu machen; aber warum soll es ein Komplimenten-Magazin, ein Landhaus sein, worin man allen vorbei

reitenden und fahrenden Bekanntschaften einen angenehmen Tag macht? Verschleudern wir unser Lob, so werden sich sogar die schlechten Schriftsteller nicht mehr darum bekümmern. Wahrhaftig, mein liebster Wieland, mit diesem Winde fuhren Sie nicht, da Sie Ihren Ruhm eroberten; der Wind geht zu Tal.

Ich hoffe zu dem Genius unserer Freundschaft, daß Sie die treue Absicht dieses Briefes nicht verkennen werden. Es ist keine andere, als Ihnen mein ganzes Herz wiedergeben zu können. Ungeheuchelte Hochachtung ist die Basis wahrer Freundschaft, und ungeheuchelte Hochachtung kann ohne ungeheuchelten Tadel, da wo Tadel Platz findet, nicht bestehen. Bei den besten Glückseligkeiten meines Lebens schwöre ich Ihnen, daß meine ganze Seele Sie liebt.

♦

Jacobi an Wieland

Düsseldorf, den 11. August 1773

Mein liebster Wieland! Übermorgen erhalten Sie erst meinen Brief vom letzten Sonntage, und Ihre Antwort darauf kann mir unmöglich früher als heute über acht Tage einlaufen. Was das für eine lange Zeit ist! Aber gewiß kommt doch endlich ihr letzter Moment. Möchten nur alle Götter darüber wachen, daß er für uns beide glücklich sei! Wenn wir wollen, mein guter Bruder, so kann die gegenwärtige Epoche eine der heilsamsten für unsere Freundschaft werden. Der große Newton selbst konnte kein Weltsystem nur erdenken, welches ununterbrochen in einem fort gegangen wäre; dann und wann mußte einmal wieder daran gestellt und gerichtet werden. Was man nun auch immer gegen eine solche Schöpfung einzuwenden haben mag, so ist sie doch immer besser so da, als wenn unser

Herr Gott allein und alles Unvollkommene fein weggeblieben wäre. Kommt man nur allen endlichen und damit gebrechlichen Dingen zu rechter Zeit zu Hilfe, so hat es mit dem Einfallen so leicht keine Not, wie wir denn mit einander dieses an Sonne, Erde, Mond und Sternen mit Vergnügen bemerken und hoffentlich noch lange bemerken werden.

Nicht wahr, mein lieber Wieland, alle Zeuge — es müßten denn bloß Futter- oder Kittelzeuge sein — haben eine unschöne Seite, die man die verkehrte nennt. Man betrachte das schönste reichste Stoff von hinten, wie es da aussieht; und so muß es doch da aussehen, wenn es von vorn so schön und reich aussehen soll, wie es wirklich aussieht. Die zona torrida muß brennen, und Lappland einfrieren, wenn wir einen gemäßigten Erdgürtel haben wollen.

Allein noch ein Wort aus der Weberwelt. Was ist leichter, als einen Strumpf, den man aus Versehen verkehrt angezogen hat, umzuwenden und recht anzuziehen? Begegnete so etwas meinem Freunde, so würde ich ihn darauf aufmerksam machen, zumal wenn ich mit dem Volke glaubte, man liefe Gefahr, von Irrlichtern in einen Sumpf gezogen zu werden, wenn man das Inwendige eines Kleidungsstückes auswendig trüge.

Schade, daß der Abgang der Post mich hindert, in dieser Laune fortzufahren. Indessen, was da steht, ist hinlänglich, uns in einen Verstand zu bringen, wie man hier zu sagen pflegt. —

*

Wieland an Jacobi

Weimar, den 14. August 1773

Mein lieber Jacobi, der Anblick Ihres großen Briefes versprach mir einen Beitrag zum dritten Bande des Merkurs. Ich fand

mich betrogen und kann mir nicht helfen, ich muß die Zeit beklagen, die Sie auf diese fünf Blätter gewendet haben. Gleichwohl ist Ihr Brief in seiner Art ein Meisterstück. Sie deducieren darin mit vieler Lebhaftigkeit des Stils, daß Sie ein Mann sind, und daß ich, aufs Gelindeste beurteilt, ein Kind bin. Nun sollte ich mich hinsetzen und eine Apologie schreiben; aber es geht mir wie meiner Freundin Sophie. Ich hasse nichts ärger, als meinen Freunden alle Augenblicke eine Rechtfertigung meines Betragens vorlegen zu müssen.

Ich habe nie eine sehr große Meinung von mir selbst gehabt, und ich kenne meine schwache Seite besser als jemand. Es mag also wohl sein, daß ich ein so armseliges Personage bin, als ich vermöge des Resultats Ihrer ganzen Deduktion sein muß. Streiten will ich mit Ihnen nicht darum. Indessen will ich doch heute eine Stunde später zu Bett gehen, um die hauptsächlichsten Punkte Ihrer Anklage zu durchgehen und zu zeigen, was ich ungefähr zu sagen hätte, wenn ich Lust und Muße hätte, meine Apologie zu schreiben.

. . . Die Deutsche Bibliothek halte ich für ein Institut, wofür man dem Herausgeber von Kaisers und Reichs wegen danken sollte, und beinahe alles, was einen Kopf in Deutschland hat, denkt wenigstens, daß es das beste Journal sei, das wir haben, und daß es viel Gutes stifte. So werde ich immer davon reden, wenn ich, wie bisher im Merkur, nur im Vorbeigehen davon rede. Indessen wünschte ich nichts mehr, als einen Mann, der alle Eigenschaften hätte, die Urteile in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek, die es nötig haben, gründlich und ohne die mindeste Parteilichkeit zu revidieren — zum Mitarbeiter beim Merkur zu haben. Aber dieser Mann sind weder Sie noch ich. M. Sebalduß ist in meinen Augen ein sehr schätzbares Buch, und so finden es alle Leute, die ich weit und breit kenne. „Die Ursache, warum ich es so finde?“ Ich

denke, ich habe lange genug gelebt, um empfinden und meine Meinung sagen zu können, ohne immer meine Gründe zu deduzieren, zumal in einer notorischen Sache. Ich habe den Sebaldus zweimal schon gelesen und finde immer noch, daß Säugling, so wie er darin geschildert ist, ein Mensch ist, der mit allen seinen kleinen Fehlern unter die besten der ganzen Gattung gehört. Und wenn ich nicht an der allgemeinen Torheit krank wäre, lieber Ich als irgend etwas anderes zu sein, so wünschte ich Säugling zu sein.

. . . „Aber, sagen Sie, warum schnaubte der Herr wie Saul, da er bei dieser und jener Gelegenheit selbst persönlich angegriffen wurde?“ Verzeihen Sie mir, mein lieber Freund, daß Sie die wesentliche Verschiedenheit der Fälle übersehen können.

Alles bisher Gesagte zusammengenommen rechtfertigt mich vor meinem eigenen Herzen und würde mich, dies bin ich gewiß, vor der ganzen Welt rechtfertigen, daß ich Ihrem ungestümen Begehren, das Blatt, worauf der M. Sebaldus gelobt war, zu vernichten, nicht nachgekommen bin. Gleichwohl würde ich aus freundschaftlicher Nachgiebigkeit getan haben, was Sie wollten, wenn es möglich gewesen wäre, ohne daß die Absendung des Merkurs eine übermäßige Verzögerung erlitten hätte.

Genug von dieser hassenswerten Materie. Soviel gegen den Ton, womit Sie meine dem Herrn von Gabler u. a. erteilten Lobsprüche mißbilligen, einzuwenden ist, so gestehe ich Ihnen doch gern, daß ich diese Lobsprüche vielleicht mehr gemäßigt haben würde, wenn ich damals, da ich sie schrieb, mehr Zeit gehabt hätte, meine Ausdrücke abzuwägen. Indessen bitte ich Sie sehr, so billig zu sein und zu bedenken, was aus mir werden müßte, wenn ich immer für alles, was ich Ihnen nicht recht schreibe und tue, Rechtfertigung vorlegen müßte. Ich habe nun endlich das Schwabenalter erreicht, und ich bekenne williglich, daß ich

wenig Lust habe, mich alle Augenblicke hofmeistern zu lassen. Was ich in meinem eigenen Namen schreibe, will ich vor der Welt verantworten, sobald ich sehe, daß es nötig ist. Dies ist, denke ich, alles, was von mir gefordert werden kann.

„Mit diesem Winde fuhren Sie nicht, da Sie Ihren Ruhm eroberten; der Wind geht zu Tal“ Sei es denn! Ich kann Ihnen nicht in der nämlichen Sprache antworten, denn ich verstehe Sie nicht. Fahren Sie immer mit allen Segeln, und glücklich möge Ihre Fahrt sein! Ich will sehen, wie ich zwischen den Klippen, die ich nicht umfahren kann, durchkomme.

Ihr Brief endet in einem Tone, den außer Ihnen selbst wohl wenige Sterbliche mit dem, was vorhergeht, zusammenstimmend finden dürften. Ich kann nichts dafür, daß mein Herz gar nichts dabei empfinden kann.

Ein für allemal, mein lieber Jacobi, Ihr Genius ist dem meinigen zu stark. Abraham und Loth waren auch Brüder wie wir; aber als sie merkten, daß es mit ihnen dahin kommen wollte, wohin es mit uns gekommen ist, waren sie klug und schieden in Frieden. Das ist nunmehr wohl das Beste, was wir tun können.

♦

Wieland an Jacobi

Weimar, den 17. August 1773

Mein lieber Jacobi, ich weiß nicht mehr, was ich von Ihnen und mir selbst denken soll. Kaum hatte ich den inliegenden, versiegelten Brief, der eine Art Antwort auf den Ihrigen ist, geschrieben, so las ich den letzteren wieder und fühlte die Unmöglichkeit, mein Herz von Ihnen loszumachen, so stark, daß ich im Begriffe war, den häßlichen Brief wieder zu zerreißen. Aber ich weiß nicht, welcher von meinen beiden Geniis es war, der es schlechter-

dings nicht zugeben wollte. Ihr heutiges Briefchen vom 11. ist in einer so guten Laune geschrieben, daß es mich vollends überwältigt. Was ist zu tun? sag ich mir selbst. Es ist doch ein vortrefflicher Mann um diesen Fritz Jacobi mit allen seinen Incartaden etc., und ich — ich bin ein gutes Schwabenherz, das unmöglich lange böse sein kann. Aber gleichwohl sollte Jacobi wissen, was für einen Effekt seine große unartige Epistel auf mich gemacht hat; er sollt es wissen, damit künftig nichts mehr dergleichen passiere. — Ich kann nicht lügen, und also kann ich Ihnen auch nicht sagen, daß mein Herz gegen Sie wäre wie gestern und ehegestern. Aber das ist gewiß, daß wir ganz hübsch auf dem Wege sind, weder ohne einander noch miteinander leben zu können.

*

Wieland an Jacobi

Weimar, den 20. August 1773

Liebster Jacobi, je tiefer ich in den Grund meiner Seele hinabgucke, je deutlicher finde ich darin, mit Zügen, die keine erschaffene Kraft auslöschen kann, ein Bild eingegraben, das Ihnen allein ähnlich sieht, und das ich unmöglich ohne Liebe ansehen kann.

Sagen Sie mir, ich beschwöre Sie, wie machen wir's, daß unsere Köpfe so gut zusammentönen als unsere Herzen?

Bester Jacobi! Ist es denn nicht möglich, daß Sie ihren Genius unter den Gehorsam der Regeln bringen, ohne deren Beobachtung die Menschen unmöglich im Frieden miteinander leben können? Bei allem dem fühle ich, — o im Grunde der Seele fühle ich es — ich muß Sie lieben, ich wolle oder ich wolle nicht.

Wieland an Jacobi

Weimar, den 11. März 1774

Verzeihen Sie mir, mein lieber Jacobi, daß ich Sie so lange auf ein paar Zeilen habe warten lassen. Wenn ich letzten Montag, da ich Ihren Brief von Aachen vom 1. März erhielt, sogleich hätte antworten können, würden Sie eine kleine Epistel bekommen haben, worin mein Herz mit meinem Kopfe, mit meinem Gedächtnisse und mit meinen Entschließungen davon gelaufen wäre.

Was für ein Mann sind Sie, Jacobi! Gewiß der außerordentlichste, den ich kenne. Wie sehr hat mich Ihr letzter Brief gerührt! Ich würde mir selbst gram sein, wenn das, was Sie mir darin sagen, nicht schon öfters seit unserer unseligen Entzweigung meine eigensten Gesinnungen gewesen wären. Wohl Recht haben Sie zu sagen: wohin wollen wir, wenn wir nun so von einander in die weite Welt laufen?

Was wollen wir? Bessere Menschen suchen, als jeder in dem andern schon gefunden hat? — Sie haben Recht, Jacobi, wir würden Gefahr laufen, diese Bessern nicht zu finden. Denn wiewohl ich zu Gott hoffe, daß es deren gibt, so vermute ich doch selbst, daß sie rar sind. Was wollen wir also tun? O mein guter Jacobi, — denn wenn Sie gut sind, wer ist besser als Sie? — fragen Sie mich nicht, was wir tun sollen. Ich bin ein schwacher Mensch mit dem Sie, wenn Sie ihm gut begegnen, anfangen könnten, was Sie wollten. Aber —

Nur wenigstens keinen Enthusiasmus von Freundschaft mehr! Gehen wir in Gottes Namen jeder seinen Weg, so nah beisammen als möglich, nur nie wieder so nah, daß wir uns die Köpfe an einander zerschellen. Vielleicht ist dies das wahre Mittel, mit der Zeit unzertrennliche Freunde zu werden. — — —

Neue Düsseldorfer Heimatliteratur

Der Stadtrat Horst Ebel hat um die Düsseldorfer Heimatgeschichte seine Verdienste. Neben dem Neuaufbau der Städtischen Kunstsammlungen unter der Leitung des Direktors Dr. Hans Wilhelm Hupp, der Heimatmuseen unter Direktor Dr. Hans Brückner und des Stadtarchivs unter Stadtarchivar Dr. Gustav Mücke, hat er im Jubiläumsjahr der Stadt ein umfangreiches Bilderwerk: „Düsseldorf — die Wandlungen einer westdeutschen Residenz“ herausgegeben. In kluger Weise setzt er das schöne Wort des Führers darüber: „Nur wer Ehrfurcht vor der Vergangenheit hat, kann die Zukunft meistern!“ Dieses Bilderwerk fehlte bislang in der heimischen Literatur. Es war auch eine innere Notwendigkeit, daß es erschien, zumal die wundervolle und unübertreffliche Standardarbeit über Düsseldorf von Staatsarchivrat Dr. Friedrich Lau bildlos vorliegt. Bei der Herausgabe hat sich Stadtrat Ebel der wertvollen Mitarbeit tüchtiger Düsseldorfer Historiker und Wissenschaftler vergewissert. So konnte es nicht ausbleiben, daß das Werk sich würdig repräsentiert. Neben dem kurzgefaßten Text, der dem Geschehen innerhalb unserer druntigen Lande gerecht wird, fesselt insbesondere der weit überwiegende Bildteil. Schon beim Durchblättern der vielen, zum Teil seltenen und bislang noch nicht veröffentlichten Darstellungen, merkt man die sichere und zünftige Hand des Kenners, die auch ebenso sicher die künstlerische Anordnung traf. Das macht das schöne Werk lobenswert, läßt sinnig dabei verweilen und öffnet den Blick auf unsere lange und reiche Vergangenheit. So verweilt man denn gern und interessiert bei der Zeit vom Dorf an der Düssel bis zur Herzogstadt, bei den Pfalzgrafen und Kurfürsten, im Schatten Napoleons, bei den Biedermeiern, bei der Zeit, da die Industrie aufstrebte, des Weltkrieges und der nachfolgenden Fremdherrschaft bis zu den Jahren des Überganges. Eine wohlverdiente Würdigung erfährt das Zeitalter unter dem Hakenkreuzbanner.

Das ist so der lange Weg durch unser Land der Väter, die es kräftig aufbauten, und wir erleben jenes Land mit seinen einschneidenden Ereignissen bei den vielen hundert Bildern in seiner Höhe und Tiefe, in seinem Ruhm und seiner Tragik, in seiner Ganzheit und Einzigartigkeit.

So möge denn das Werk Eingang finden in allen heimatlich interessierten Kreisen, und daß es so komme, ist unser Wunsch.

(Erschienen im Verlag August Bagel, Düsseldorf)

Dr. P. K.

*

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Vertreter der historischen Wissenschaft, der Heimatgeschichte und des hohen Bürgersinnes zu allen

Zeiten für den Karneval eintraten und sich mit ihm in vielen Einzelabhandlungen über den Sinn und Zweck auseinandersetzten. Doch fehlte bislang gerade für den Düsseldorfer Karneval eine einheitliche Bearbeitung und Darstellung. Diese Lücke erkannte der um Düsseldorf's Heimatgeschichte so hochverdiente Rektor Georg Spickhoff, und er legt uns just zum diesjährigen Fasching eine ausgezeichnete Arbeit auf über 100 Druckseiten vor: „Aus der Geschichte des Düsseldorfer Karnevals“. Liebenswürdig und mit der ganzen Gründlichkeit seiner Auffassung geht er auf die Geschehnisse im Karneval ein. Von den frühesten Anfängen um Vierzehnhundert an führt Spickhoff uns durch eine bunte Welt, zeigt die Urkunden auf, wägt gewissenhaft Urteile und Vorurteile ab, gewährt interessante Einblicke in den vornehmen Mummenschanz am Düsseldorfer Hof, in die brillierende Fastnacht der hiesigen Künstlerschaft, in den ausgelassenen Frohsinn der Heimatstadt, wenn ein toller Prinz die Pritsche schwingt und vergißt darüber nicht das gewichtige Wort der Wirtschaftlichkeit. Dabei ist die ganze Abfassung in der Spickhoffs höchst eigenen und flüssigen Sprache geschrieben, die frei ist von problematischen Erörterungen und langatmigen Nichtigkeiten. Was er hier sagt hat fundamentalen Grund, und die geschlossene und feine Art ist dazu angetan bei den einzelnen Abschnitten genüßreich zu verweilen, doppelt gern, da der Text sinnvoll mit auserlesenen Illustrationen durchsetzt ist. Es ist ein untrügliches Verdienst des Düsseldorfer Karnevalsausschusses, daß diese wertvolle heimatliche Arbeit durch sein verständnisvolles Mitgehen herausgegeben werden konnte. Möge sie auch ihre wohlverdiente Verbreitung finden.

(Erschienen im Selbstverlag des Karnevalsausschusses der Stadt Düsseldorf E. V., Düsseldorf, Rheinbahnhof, Am Wilhelmplatz. Druck. Ed. Lintz K. G., Düsseldorf)

Dr. P. K.

*

Unser trefflicher Wanderbaas, Oberlehrer i. R. Wilhelm Suter hat dem Spaziergänger und Wanderer die Heimat im wahrsten Sinne des Wortes erschlossen. Wachen Sinnes und offenen Auges ging er durch das Bergische und Niederrheinische Land und suchte die Wege, die vorübergehen an malerischen Ortschaften, die sich hinziehen durch wundervolle Wälder, und die die Bäche und Flüsse allüberall begleiten. Nun hat er sie aufgezeichnet und niedergeschrieben in seinen ungemein reizvollen Büchern: „Rheinbahn-Wanderbuch“, „Düsseldorfer Heimatwanderungen“, „Gezeichnete Spa-

zier- und Wanderwege“ und „Die schönsten Wanderungen im Regierungsbezirk Düsseldorf“. Und wer einmal ein solches Buch zur Hand nahm und aufrichtig darin las, gibt es nimmer zurück. Es ist ihm ein köstliches Heimatvermächtnis, das ihn naturverbunden stimmt, das ihm Aufklärung gibt über die vielen Schönheiten und Wunder unserer heimatlichen Natur. Ob zur Winter- oder Sommerszeit, ob im Frühling oder im Herbst, immer wieder zeigen sich in ihrer vielgestaltigen Verkleidung die bunten Bilder in ihrem Wechsel, und auf den Wegen, die Wilhelm Suter weist, wandert man zu ihnen hin. Es ist nicht von ungefähr, daß diese schönen Wanderbücher so oft eine Neuauflage verlangen, und man kann als Heimatfreund darüber glücklich sein, sieht man doch daraus untrüglich, wie der Heimat-

gedanke in unserem Land seine stolze Daseinsberechtigung hat. Wilhelm Suter ist nicht der trockene Schreiber, wie man ihn gewöhnlich aus den „Führern“ her kennt. Nein, er ist der geborene Schilderer echter Erlebnisse, der die Schönheiten der Landschaft erkennt und mit einer rechten Lust die jeweiligen Zeiten, die vorbeistrichen, wieder lebendig werden läßt. Er ahnte, um mit Shakespeare zu sprechen, daß Magie im Gewebe steckt, und er hält treulich, was ihm das Herz gebietet: Streiter für die Heimat zu sein.

Nun hat er wieder ein neues Werkchen herausgebracht: „Düsseldorfer und Ratinger Wegenetz“, erschienen im Verlag Ed. Lintz K. G., Düsseldorf. Wir begleiten es wie die übrigen mit den besten Wünschen.
Dr. P. K.

★

Nebel

Es ist, als läge Stein an Stein
auf allen vergangenen Tagen
des alten Jahrs, dem am Niederrhein
kein jauchzender Schuß und kein jubelnder Wein
ein letztes Amen will sagen.

Es war . . . vielleicht ein scharfer Pflug
für zaudernde Erde gewesen . . .
ein blanker Stahl, der uns Wunden schlug
in glatte Gedanken, in glitzernden Trug,
damit wir zu Taten genesen.

Wann wird es Tag? — Ein Jahr zieht ein,
ein neues . . . gestreichelt die Lenden
vom wallenden Nebel am Niederrhein . . .
Willkommen! — Zieh ein, wenn du Nebel und Schein
in leuchtende Klarheit willst wenden!

Hans Janson

Aus der Chronik des Heimatvereins „Düsseldorfer Jonges“



DJ. Paul Otto †

Am 23. Dezember 1938 ging einer unserer besten Heimatfreunde für immer von uns: Paul Otto. Sein Lebensweg ist eng umrissen, denn seine ganzen Gedanken, sein ganzes Tun und Lassen umschlossen die kleine Altstadt, darin er sein treues Leben zubrachte. Kaum einer wußte wie er um die Geschehnisse, die sich allenthalben hier zutrugen, und die er mit der ganzen Leidenschaft seiner glühenden Heimatseele verfolgte. Mit einem Bienen-eifer sondergleichen hockte er Stunde um Stunde hinter den Büchern, las aus ihnen die Köstlichkeiten heraus, die die Düsseldorfer Historie alleweil bescherte und teilte sie in seiner liebenswürdigen Art allen mit, die sich zu ihm setzten, wenn in froher Runde der volle Becher kreiste. So kam er auch bald zu seiner geschworenen Schicksalsgemeinschaft der „Düsseldorfer Jonges“, der er im tiefsten Herzen zugetan war. Hier verschwendete er sich vollends. Keine Tagesstunde verging, ohne daß er nicht seines Heimatvereins gedachte. Zur Morgen-, zur Mittags- und zur Abendzeit saß er, der alte Verwaltungsbeamte, im Vereinsarchiv, ordnete die Bücherei, inventarisierte die Archivalien, stellte systematisch die große Bildersammlung zusammen und baute so nach und nach das auf, was er uns als Vermächtnis hinterließ. Ein letztes Mal ging er nachdenklich durch die Altstadt, über den stillen Stiftsplatz, wo St. Lambertus mit müden, fahlen Augen blinzelte und warf einen Scheidegruß herüber zum alten Rathaus, darin er lange seiner Amtspflicht genügte. Dann ist er aufgefliegen ins Jen-

seits und sitzt jetzt da oben bei seinen alten Düsseldorfer Freunden am runden Tisch, mit denen er weiter meditiert über die schöne Vergangenheit und über die große Zukunft unserer Vaterstadt . . .

Dr. P. K.

*

Der Jahresausklang am 27. Dezember 1938 beim Heimatverein „Düsseldorfer Jonges“ hatte ein festliches Gepräge. Eingangs gedachte der Präsident Willi Weidenhaupt in ehrenden Ausführungen des heimgegangenen verdienstvollen Mitgliedes Paul Otto. Dann nahm H. H. Nicolini das Wort. Er führte aus: Am 30. Dezember begeht der berühmte deutsche Dichter Erwin Guido Kolbenheyer seinen 60. Geburtstag, und ganz Deutschland wird daran aufrichtigen Anteil nehmen. Wir „Düsseldorfer Jonges“ sind auf diesen Dichter besonders stolz, trägt er doch die „Goldene Ehrennadel“ unserer Heimatbewegung und fühlt sich persönlich mit uns eng verbunden. Nicolini las dem Grundsatz gemäß, daß man den Dichter in seinen Werken ehrt — die großgeschaute Vision „Einaug und Bettler“, die Kolbenheyer seiner Paracelsus-Trilogie vorausschickt. Im Anschluß hieran gab Franz Müller in poetischer Form einen köstlichen Rückblick auf das verflossene Vereinsjahr. In bunter Folge wirbelten noch einmal alle die vielen großen Geschehnisse vorüber, die unzweideutig die opfernde Heimatliebe der „Düsseldorfer Jonges“ erkennen ließen. Den feierlichen Rahmen zum Ganzen gab unser Mitglied Opernsänger Ferdi Erdtmann von der Düsseldorfer Oper, der von Berti Hoch am Klavier unterstützt, sich meisterlich in alle Herzen einsang. Mit den herzlichsten Glückwünschen für das neue Jahr schloß der Präsident die letzte Versammlung im alten Jahr und nahm den Heimatfreunden das Versprechen ab, auch im kommenden Jahr sich genau so tatenfroh einzusetzen, wie das schon viele Jahre geschehen ist.

Dr. Pp.

*

Aus berufenem Munde wurde den „Düsseldorfer Jonges“ am ersten Vereinsabend des neuen Jahres ein interessantes Stück Wissen aus der Heimatgeschichte vermittelt. Generaldirektor a. D. Ministerialrat Fritzen, der Jahrzehnte im Dienst der Reichsbahn gestanden hat und davon viele Jahre im Düsseldorfer Bezirk wirkte, sprach über die Entwicklung des Düsseldorfer Eisenbahnwesens. Der Vortragende, der selbst in den Jahren der Vorkriegszeit von entscheidender Stelle aus am Ausbau des Eisenbahnnetzes im hiesigen Bezirk mitgearbeitet hat, konnte dank seines reichen Wissens und aus eigener Anschauung ein lebendiges Bild von dem Werdegang der Eisenbahnlinien im Westen zeichnen. Er schilderte zunächst die Entwicklung der ersten Bahnlinien. Die erste Phase fällt in die Zeit zwischen 1840 bis 1882; damals waren noch Privatgesellschaften Träger der Eisenbahnunternehmen. Die Folge war eine starke Zersplitterung, die sich auch nach außen hin in dem Bau dreier „Hauptbahnhöfe“ sowie von sechs Nebenbahnhöfen

ausdrückte. Erst mit der Verstaatlichung der Bahnen durch den preußischen Staat, die in den Jahren 1879 bis 1882 durchgeführt wurde, kam eine sinnvolle Ordnung in den Wirrwarr der Linien. Von den kleineren Bahnhöfen konnten einige stillgelegt werden, während die drei größeren (Bergisch-Märkischer, Köln-Mindener und Wehrhahn-Rheinisch) mit der Vollendung des Hauptbahnhofsgebäudes — es steht seit 1892 an seinem heutigen Platz — ihre Daseinsberechtigung verloren und niedergelegt wurden. Auch die vielen Übergänge, die sich außerordentlich hemmend im Straßenverkehr auswirkten, konnten zum größten Teil verschwinden. Leider ist bis heute, wie der Vortragende in diesem Zusammenhang bemerkte, der Schienenübergang am Staufplatz und in Rath noch nicht beseitigt worden; es sei zu hoffen, daß die Reichsbahn diese Aufgabe, die schon seit Jahrzehnten der Lösung harre, bald in die Hand nehme.

Von der Jahrhundertwende an beschäftigte man sich mit dem planmäßigen Ausbau der Linien; die Hammer Eisenbahnbrücke, die bereits im Kriege 1870/71 ihre erste Leistungsprobe bestanden hatte, war kurz vor Ausbruch des Weltkrieges erweitert worden und konnte somit zum zweitenmal eine wichtige Rolle in der Landesverteidigung spielen. Generaldirektor a. D. Fritzen würdigte hierbei die großen Verdienste der Feldeisenbahner, die auf allen Kriegsschauplätzen trotz der Knappheit an Material und Kräften hervorragende Leistungen vollbrachten. Einen schweren Rückfall erlebte das Eisenbahnwesen im Düsseldorfer Bezirk während der Besatzungszeit, als die Franzosen, die mit den modernen Anlagen nicht vertraut waren, erhebliche Zerstörungen anrichteten. Eine neue Periode begann, als die Reichsbahn den viergleisigen Ausbau der Strecke Köln-Düsseldorf-Dortmund beschloß. Es sei Aufgabe Düsseldorfs, so schloß der Vortragende seine Ausführungen, nach Vollendung dieser Arbeiten die niederrheinische Metropole zu einem internationalen Knotenpunkt des Verkehrs zu machen.

Für den aufschlußreichen Vortrag sprach Präsident Willi Weidenhaupt den Dank der Heimatfreunde aus. Rektor a. D. Spickhoff ergänzte die Ausführungen durch die Schilderung einer lustigen Eisenbahnkappenfahrt, die im Jahre 1840 von Düsseldorf nach Erkrath gestartet wurde.

Auch in diesem Jahre fehlte nicht das übliche „Neujährke“, das allen trefflich mundete. Der Vereinsbaas Karl Goertz überraschte die Heimatfreunde ebenfalls mit einem kleinen Angebinde.

Dr. W.

Wenn die „Düsseldorfer Jonges“ zu einem Kammermusikabend am 10. Januar im Zweibrücker Hof eingeladen hatten, so taten sie das aus ihrem Wollen als Heimatverein, der sich der Pflege aller wesenhaften Dinge im heimatlichen Raum annimmt, wozu auch die Musik zu rechnen ist, soweit sie im Heimatlichen wurzelt oder daseinsmäßig mit ihm verwachsen ist. Es gibt ja so manche Persönlichkeiten und so manche Werke, die zwar nicht in der Ewigkeit notiert sind, aber doch einen aufschlußreichen Beitrag zu den Ereignissen und Zuständen der Vergangenheit zu leisten vermögen. Schumann und Brahms sind mehr als nur

Namen. Sie sind Bestandteile des Düsseldorfer Musiklebens von gestern. Von hier begann der Aufstieg des jungen Brahms in die deutsche Öffentlichkeit.

Die Begegnung mit ihm bedeutete für Schumann letzte und höchste Beglückung vor seinem Zusammenbruch, die er mit Fanfaren der musikalischen Welt verkündete. Die Trio-Vereinigung Hubert Flohr, Klavier, Jan Bresser, Geige, Richard Flohr, Cello, bot in sicher erfülltem Zusammenspiel Brahms bedeutungsvolles Klaviertrio, Werk 87, in C-Dur, in dem die oft eigenwilligen Grundkräfte des deutschen Meisters sich ein übersichtliches Stelldichein geben und hier das Stürmisch-Kämpferische (Kopfsatz), dort das Nordisch-Baladeske (Variationensatz) oder im schulemachenden Scherzo eine spukhaft-phantastische Nachtstimmung greifbar widerspiegeln. Nicht weniger eindringlich gestaltete die Vereinigung, von Altmeister Flohr am Klavier jugendlich drängend geführt, das dramatisch reich ausgestattete D-Moll-Trio von Schumann mit seinem versonnenen, silbrig klingenden langsamen Satz und dem zündenden Finale. Es war ein einheitliches Musizieren, getragen vom Willen zum Werk und seiner künstlerischen Verdeutlichung. Meister Flohr spielte zwischen diesen beiden Trios Schumanns „Kinderszenen“, die ja sich weniger an „Kinderhände“ als an kindhaft-reine Gemüte großer und kleiner Menschen wenden. Flohr weiß sie so zu prägen, unvirtuos, rührend, naiv, doch auch heimlich-phantastisch, und versteht ihren Reichtum an Stimmung, poetischen Ausmalungen plastisch zu entwickeln. Er und seine Mit-helfer fanden eine sehr aufmerksame, mitgehende und herzlich dankende Hörergemeinschaft.

Ernst Suter

Rückblick 1938!

Allen Heimatfreunden, die im Laufe des verflissenen Jahres von uns schieden — an deren kühler Gruft wir gestanden und unser Heimatbanner in stummer Trauer senkten, rufen wir in treuem Gedenken die Worte Theodor Fontanes zu:

Der ist in tiefster Seele treu —
Der die Heimat liebt wie Du!

Ihr Heimatfreunde gebet acht
Wir scheiden von 1—9—3—8—!
Wieder geht ein Jahr zu Ende,
Ein Jubiläumsfilm schließt seine Blende.
Tempo ist der Typ der Zeit —
Ein Jahr — ein Tröpflein in dem Meer der Ewigkeit.
Wenn man am Ende eines Jahres steht
Dann heißt es stets: „Wie doch die Zeit vergeht!“
Chronisten schalten den dritten Gang —
Heute Beginn — und morgen schon Abgesang!
Dankbar sind wir dem Geschick,
Das uns vergönnt des alten Jahres Überblick. —

Mit hohem Besuch das Jahr begann:
 Serenissimus und Kindermann.
 Hans Heiling, Vollblut-Soldat ohne Zweifel
 Zeigte Manöverbilder aus der Eifel!
 Was man vom Vierjahresplan wissen muß
 Verriet uns Koslowski, der Archivarius.
 Die Hauptversammlung am Ende des Jänner
 Eine Großkundgebung aller gern gut essenden
 Männer.
 Christian Kröner, den die Kunststadt zu früh
 verloren,
 Wurde vor 100 Jahren geboren.
 Dann rückt der tolle Monat an,
 Der letzte Düsseldorfer Jong muß dran —
 Ein volles Haus — man lacht und singt,
 Wenn Heinrich Daniel das Szepter schwingt.
 Nach Freund Spickhoff haben auch unsere Väter
 getollt —
 Ein Baumeister — Gästekreis ihm Dank gezollt.
 Mit Glanz tritt Prinz Karneval in seine Rechte —
 Im Zoo und Zweibrücker gab es tolle Nächte!
 Das Stiftungsfest mit Fleiß vermittelt,
 Das unsere Herzen aufgerüttelt —
 Nicolini tats im löblichen Streben:
 Nach rheinischem Herzschlag wollen und müssen
 wir leben!
 Beim Daniel-Abend: Rheinischer Brauch und Sitte,
 Saßen die Weiters in unserer Mitte.
 Vom Walfisch-Film waren einige so stark
 benommen,
 Daß sie danach schwer in Tran gekommen.
 Erst Eierkippen — dann Eieressen!
 Kein Denkmal oder Brunnen hatte Delvos
 vergessen!
 Der Chronik würde etwas fehlen,
 Ständ' in ihr nicht ein Abend mit: Paul Gehlen!
 Das Stadtjubiläum hatte sich feige verkrochen;
 Dafür setzte man dann: „Festliche Sommer-
 wochen!“
 Doch wir „Jonges“ haben seiner würdig gedacht —
 Dr. Vollmer mit der „Worringer Schlacht“ den
 Anfang macht.
 Wertvolle Vorträge und Heftberichte
 Erläuterten Stadtgeschehen und Stadtgeschichte.
 Wir pflegten auch den Gemeinschaftssinn
 Und fuhren zum Kaffee zur Düssel hin.
 Das stille Heldentum der anderen Seit!
 Zwei Begriffe nur: Bürgermeister Knopp und
 Besatzungszeit!
 Das kleine Fischerdorf wurd' Kunststadt —
 dann Großwirtschaftsraum,
 Düsseldorf's Entwicklung — phantastisch — faßbar
 kaum —
 Bei Dr. Wilden's Worten wir lauschend dasaßen;
 Werkleute und Musen wirken gleichermaßen.
 Im Malkasten — ein traumhaftes Freilichtspiel —
 Doch wurd' es im Garten merklich kühl.
 Drum zum neckischen Tanz in den Saal geschlüpft,
 Das Band mit den Künstlern man enger knüpft.

Der Reden waren gewechselt genug,
 Dem fröhlichen Lied man Rechnung trug —
 Dazu noch Spickhoff's Bericht, was er alles
 erkundet,

Der Heimatabend ist abgerundet!

Als nun der Sommer rückte an,
 Am Stiftsplatz ein fröhliches Werkeln begann:
 Die Grundsteinlegung, bei Fackelschein,
 Die Schenkungsurkunde mauert man ein.
 Dr. Spies tut fürs Handwerk, was er kann —
 Die Zeit der Schützenfeste rückt heran!

Dr. Hupp zeigte Kunstwerke — leider vergessen,
 Die wir dereinst hier am Rhein besessen!

Franz Müller kommt mit Charakterköpfen voll
 Witz:

Pastor Gääsch, de Paula und Hermann Harry
 Schmitz.

Golden strahlt Sommersonne überm Rhein,
 Da muß beim Geburtstagskind Festtag sein!

Der stille Stiftsplatz wird lebendig —
 Bürger und Freunde stehen zu Hauf,
 Festliche Musik und Lied ertönt,
 Und schmucke Fahnen flattern auf.
 Verhüllt der kleine Platz —

Es geht ein Raunen —
 Und als die Hülle fällt,
 Siehst Du mit Staunen

Auf schlanker Säul'
 Den Fischerknaben stehn — er lächelt
 So recht auf Jonges Art.

Und leis' der Wind
 Die Wasserstrahlen fächelt. —

So war der Glückwunsch an die Stadt
 Durch steinernen Dank verkündet —
 Tätige Heimatliebe ein Sinnbild hat
 Das Heimattreu und Opfersinn verbindet!

„Düsseldorfer Jonges“ feierten Jubiläum auf ihre
 Weise —

Dann trat man an — die Ferienreise.
 Die einen fuhren, die andern blieben;
 Die fuhren, hatten uns Karten geschrieben.
 Die schönste Karte hat der gebracht,
 Der dieses Mal keine Reise gemacht!

Wo Pliesterer arbeiten, hält man sich fern,
 Drum war der Knüfkes-Abend bei Längen im
 „Stern“.

Was alles um die Brunnenweihe geschehen,
 Haben wir nachher im schönen Film gesehen.

Den Freundeskreis nichts trüber stimmt,
 Als wenn ein lieber Freund draus Abschied nimmt!
 Als es da hieß: „Dem Tünn sinn Ziet es öm“
 Erstaunt da jeder fragt: „Woröm?“
 Er ging — on met öm sie Weit, dat Gret' —
 Als neue Baas, dä Goertze Carl jetz vör ons steht —
 Et wöhd gehalde wie 't wor, of alde oder neue
 Baas —

Auf alte Freundschaft tranken wir etliches Glas!

Das Jubeljahr wäre nicht richtig beendet,
Hätten wir nicht noch eine Großtat vollendet!
Im alten Hamm, an denkwürdiger Stelle,
Weihten wir die wiedererstandene Jan-Wellem-
Kapelle.

Wir verdanken ihre Errettung und Neugestaltung:
Dem Rektor Spickhoff und der Stadtverwaltung!

Studienrat Gather, stets gern gehört, verzällt:
Welche Werte der heimische Wortschatz enthält.

Die Stimmung der Martinsfeier alljährlich beglückt,
Weil uns ein dankbares Kinderauge entzückt.

Herr Windhövel spricht über Hamm's gesegnete
Fluren,

Die früher einfaches Kappesland — heute Gemüse-
kulturen!

Der Bauer braucht heute Kali — statt Mist —
Du weißt nun auch, was Draab und Anwachs ist!

Am Jahresende hat uns zuguterletzt
Nicolini ins romantische Zeitalter versetzt.

Daniels'-Nikolaus gütige Hand
Für alle Beschenkte das richtige fand —
Der Abend gibt dem Brauchtum Gewinn,
Erhöhten Gewinn, durch Opfersinn!

Heinrich Mackenstein über Hochwasser liest —
Wanderbaas Suter „Zu Schiff“ Italien genießt.
In des Jahres restlichem Raum,
Eine fröhliche Stunde am Weihnachtsbaum.
Reichlich flossen sinnige Gaben,
Die unser großes Hilfswerk gefördert haben.

Oh Chronika — oh Chronika!
Was alles in dem Jahr geschah!
Es ist zu lesen Blatt für Blatt,
Was sich im Jahr ereignet hat —

Ihr findet es verzeichnet — netter
Schlagt Ihr nur auf Kauhausen's „Heimatblätter“.
So huscht das Jahr vorbei im Nu,
Doch eh' wir zieh'n den Vorhang zu,
Gebühret allen denen Lob und Dank,
Die uns erfreut durch Vortrag, Spiel, Gesang!
Durch restlosen Einsatz aller Freunde,
Erbauten wir unsere Heimatgemeinde.
Daß es so bleibe immerdar,
Das ist mein Wunsch zum Neuen Jahr!
Vor des alten Jahres letzter Stund'
Hört Ihr noch Worte aus der Dichter Mund':

Carl Gerok:

Zum neuen Jahr ein neues Hoffen,
Die Erde wird noch immer grün:
Auch dieser März bringt Lerchenlieder,
Auch dieser Mai bringt Rosen wieder,
Auch dieses Jahr läßt Freuden blühen;
Zum neuen Jahr ein neues Hoffen,
Die Erde wird noch immer grün!

Den Schluß macht:

Der gute alte Johann Peter Hebel:

Gebe denn, der über uns
Wägt mit rechter Waage
Jedem Sinn für seine Freuden,
Jedem Mut für seine Leiden
In die neuen Tage!
Jedem auf des Lebens Pfad'
Einen Freund zur Seite,
Ein zufriedenes Gemüte
Und zu stiller Herzensgüte
Hoffnung ins Geleite!

Glückauf 1939!

Franz Müller

Veranstaltungen des Heimatvereins „Düsseldorfer Jonges“ im Monat Februar 1939

Dienstag, den 7. Februar: Monatsversammlung (Vereinsheim)

Dienstag, den 14. Februar: Heimatabend (Vereinsheim)

Donnerstag, 16. Februar: Altweiberfastnacht

Große Damensitzung mit Heinrich Daniel und anschließendem Ball in sämtlichen Räumen des „Zoologischen Gartens“, Beginn pünktlich 8 Uhr abends. Eintrittskarten RM. 1.50 für Mitglieder und im Vorverkauf. An der Abendkasse RM. 2.—. (Siehe hierzu unsere weiteren Bekanntmachungen)

Dienstag, den 21. Februar: Karnevalsdienstag. Großes Maskentreiben der „Düsseldorfer Jonges“ bei unserem Mitglied Willi Clemens im „Zweibrücker Hof“, Königsallee, pünktlich 7 Uhr abends

Dienstag, den 28. Februar: Monatsversammlung für März (Vereinsheim)

Herausgeber: Verein „Düsseldorfer Jonges“ Geschäftsstelle des Vereins und der Schriftleitung: Düsseldorf, Humboldtstraße 105. Schatzmeister: Kaufmann Albert Bayer, Düsseldorf, Schwanenmarkt 4; Bankkonto: Städt. Sparkasse, Düsseldorf, Zweigstelle Grafenberger Allee, Konto Nr. 830. Postscheckkonto Köln Nr. 58492.
Druck und Verlag: Hub. Hoch, Düsseldorf. Verantwortlich für die Schriftleitung: Dr. Paul Kauhausen, Düsseldorf; für den Anzeigenteil: Hub. Hoch, Düsseldorf. Anzeigenleitung: Fernruf 14041, Kronprinzenstraße 27/29. Klischees: Birkholz-Götte & Co., Düsseldorf. Unverlangten Einsendungen bitten wir das Porto beizulegen, andernfalls eine Rücksendung nicht erfolgen kann. Erscheint monatlich einmal. D. A. IV/38. 1100 Stück. Preisliste Nr. 3 vom 20. 8. 1937.